

## Winterthur

## S. muss gehen

**Migration** Der 24-jährige Afghane S. sitzt im Ausschaffungsgefängnis am Flughafen. Auf ihn wartet eine ungewisse Zukunft. In seiner Deutschklasse in Winterthur ist die Sorge gross.

Michael Graf

Es ist früh an einem Freitagmorgen im September, als Tara die Whatsapp-Nachricht von ihrem Freund bekommt. «Guten Morgen. Wie gehts dir? Ich habe ein Problem, ich kann dir nicht sagen, was. Mach dir keine Sorgen. Ich melde mich später.» Sie ruft sofort an, er drückt den Anruf weg. Dann ist das Handy nicht mehr erreichbar.

An diesem Freitagnachmittag fehlt S. unentschuldig im Deutschkurs B1 im alten Winterthurer Busdepot. «Das klingt nicht nach S.», denkt sich Markus Egli, freiwilliger Deutschlehrer bei Solinetz. S. hat noch nie unentschuldig gefehlt. Der pensionierte SRF-Journalist nimmt das Telefon in die Hand und ruft in der Notunterkunft Rohr in Glattbrugg an. «Dort hiess es, man dürfe mir keine Auskunft geben.» Egli fragt sich bis zum Migrationsamt durch.

Wer S. treffen will, muss ein Gesuch beim Flughafengefängnis stellen. Knapp zwei Wochen nach dem Einreichen des Formulars öffnet sich das doppelte Gittertor. Beim Empfangsschalter müssen Besucher alle persönlichen Gegenstände einschliessen und durch einen Metalldetektor treten. Erlaubt sind: ein Blatt Papier, ein Kugelschreiber. Auf dem Weg vom Parkplatz kommt man an einem orange-grauen Containerdorf vorbei, wo S. die letzten Monate gelebt hatte. Von acht Franken am Tag. «Ich hatte oft Hunger», sagt er, ohne Bitterkeit. Von hier aus hatte er versucht, sich ein Leben aufzubauen.

S., 24 Jahre alt, kurzes, lockiges Haar, hat ein freundliches Jungengesicht und spricht fast fließend Deutsch. Er hat es sich selbst beigebracht, mit Youtube-Videos eines Iraners, der in Deutschland lebt. Seit dem Spätsommer besuchte er den Solinetz-Kurs in Winterthur, drei Stunden jeden Tag, intensiv. «So einen Kurs hatte ich mir immer gewünscht», sagt er. Einen Monat lang kniete er sich voll rein. Dann standen um 7.15 Uhr zwei Polizisten an seinem Bett und nahmen ihn mit.

«Zuerst war ich sauer auf ihn», sagt Tara. «Dann machte ich mir Sorgen.» Es dauert drei Tage, bis sie herausfindet, wo ihr Freund ist. «Auf dem Weg zum Flughafengefängnis sah ich das erste Mal, wie er gelebt hatte», sagt die 24-Jährige. «Ich hatte so viele Fragen an ihn. Als ich durch den Metalldetektor war und ihn am Tisch sitzen sah, hatte ich sie alle vergessen.»

Im Klassenzimmer im alten Busdepot in Winterthur bleibt der Stuhl von S. frei. «Ich verstehe nicht, warum er im Gefängnis ist», sagt Masha, eine Mitschülerin aus dem Iran. «Er hat nichts Falsches gemacht. S. ist ein sehr guter Mensch.» Es stimmt: S. hat sich in der Schweiz nichts zuschulden kommen lassen. Er sitzt einzig in Haft, weil sein Asylgesuch abgelehnt wurde.



Am Freitag, 13. September, wurde S. von der Notunterkunft Rohr in Glattbrugg ins Flughafengefängnis gebracht. Foto: Nicola Pitaro

Sechs weitere Schülerinnen und Schüler aus Afghanistan sind in der Klasse. Haben sie Angst, dass ihnen das Gleiche passieren könnte wie S.? «Ich habe immer Angst», sagt Asef, der mit S. in der gleichen Notunterkunft wohnte. «Ich habe Angst, wenn ich in der Notunterkunft bin, Angst, wenn ich Velo fahre, Angst, wenn ich Bus fahre. Aber seit S. weg ist, habe ich mehr Angst.» Als er letzte Woche im Bus kontrolliert wurde, habe er gedacht, der Mann wolle ihn mitnehmen.

«Ich kann nicht zurück nach Afghanistan», sagt S. Seine Familie stammt aus einem Dorf etwa 120 Kilometer westlich von Afghanistans zweitgrösster Stadt, Herat, sein Vater war Chauffeur. «Eines Tages sind etwa 300 Taliban ins Dorf gekommen», sagt er. «Sie töteten zwei Polizisten. Dann sind die anderen Polizisten geflohen.» Die Familie von S. packte alle Habseligkeiten ins

Auto und floh ebenfalls, ins Städtchen Islam Qala an der iranischen Grenze. «Als der Vater unser Haus verkaufte, gab er mir Geld. Er sagte: Du musst gehen. Die Taliban wissen, dass du zugehört hast, wie der Polizist getötet wurde.» S. flieht. Türkei, Griechenland, Balkanroute: Es ist der Sommer 2015, die Grenzen sind offen. Der 19-Jährige landet in München, ohne Geld und ohne Handy. Eine afghanische Familie, die er kennen gelernt hat, sagt ihm, sie kenne Leute in der Schweiz. Sie kommen bis zur Grenze in Basel. S. stellt ein Asylgesuch und wird in die Asylunterkunft Schwerzenbach eingeteilt.

«Du hast wahnsinnig viel Zeit, wenn du nicht arbeiten darfst», sagt er. Er beginnt, Deutsch zu lernen, spielt Fussball. Zuletzt ist er Stürmer bei der zweiten Mannschaft, vierte Liga. «Ich bin ziemlich gut», sagt er und lächelt

verschmitzt. Bei Matches durfte er nie spielen, weil er keine Lizenz hatte. «Jede Woche hat der Trainer gefragt: Wann bekommst du Bescheid?»

Nach einem Jahr kommt der Bescheid. Er ist negativ. «Krieg ist kein Asylgrund», sagt seine Anwältin, Lena Weissinger. Als gesunder junger Mann habe S. in Herat eine «zumutbare, innerstaatliche Wohnalternative». Weissinger sagt: Allein letzte Woche starben in Afghanistan mindestens 147 Menschen bei Anschlüssen und militärischen Auseinandersetzungen.

S. wird in die Notunterkunft Urdorf umgeteilt, ein unterirdischer Bunker. «So kann man nicht leben», sagt er. «Wir waren 30 Männer in einem Raum. Und es waren schlechte Menschen dabei. Sie rauchten, tranken, stahlen.» Von Anfang an erhält S. eine «Eingrenzung»: Er darf nicht

nach Zürich, wo es Sprachkurse gäbe. S. flüchtet nach Deutschland, beantragt dort Asyl. Nach einigen Monaten bringt ihn die Polizei zurück. S. bleibt sieben Monate in Urdorf, dann wird er nach Glattbrugg versetzt. Im Sommer erfährt er vom Solinetz-Kurs in Winterthur.

«S. brachte Sonnenschein in die Klasse», sagt Markus Egli. Er wurde neben Soheila gesetzt, eine 55-jährige Frau aus Afghanistan, die bisher eher verschlossen war. «Innerhalb von kürzester Zeit begann sie zu lachen und erzielte bessere Fortschritte als bisher. Wenn S. einmal fehlte, war die Stimmung nicht so gelöst.»

Wie es seiner Familie heute geht, weiss S. nicht. Im Gefängnis wurde ihm das Handy abgenommen. Einer seiner Mitbewohner glaubt, sie lebe inzwischen im Iran. Klar scheint: In Islam Qala konnte sie nie recht Fuss fassen. «Alles, was

wir hatten, war in unserem Dorf», sagt S. Am neuen Ort hätten die örtlichen Chauffeure dafür gesorgt, dass sein Vater, der Neuankeimling, keine Aufträge bekam. «Zu meiner Familie kann ich nicht», sagt S. «Sie können selbst kaum leben.»

Tara und S. lernen sich im April diesen Jahres beim Beachvolleyball kennen. «Ich fragte ihn nach seiner Nummer und sagte, ich kann dir schreiben, wenn wir wieder da sind», sagt sie. Sie ist dann fast jeden Tag da. Es ist ein langer, warmer Sommer. «Er war sehr charmant und liebenswürdig und nie aufdringlich», sagt sie. «Ich konnte mit meinen Sorgen zu ihm kommen.» Zu Tara nach Hause darf er nicht: Ihre Eltern sind sehr streng, sie würden nur einen Mann aus ihrem Heimatland akzeptieren. Seine Whatsapp-Nachrichten hat sie gelöscht, damit ihre Eltern sie nicht finden. Das Einzige, was ihr von ihm bleibt, ist eine Halskette, die er ihr geschenkt hat.

Tagsüber kann sich S. im Gefängnis mit seinen Büchern ablenken. Noch immer lernt er Deutsch. Noch immer hat er eine vage Hoffnung. «Als Kind habe ich davon geträumt, Krankenpfleger zu werden», sagt er. Fast täglich bekommt er Besuch: von Tara, von der Deutschklasse, von seiner Anwältin, von Fussballfreunden. Nachts schläft er kaum. «Es kann jederzeit so weit sein.»

Auch Markus Egli schläft schlecht. «Das besetzt mich jeden Tag, jede Nacht», sagt er. Er schreibt Briefe an Justizdirektorin Jacqueline Fehr, die er von früher kennt, an Sicherheitsdirektor Mario Fehr, an Staatssekretär Mario Gattiker. Er beschreibt seinen Besuch bei S. in einem Facebook-Post in der Solinetz-Gruppe, der eine grosse Resonanz auslöst. S. kann ihn nicht lesen, aber er sagt, er freut sich.

Am Montag dieser Woche, drei Tage nach dem Gespräch im Gefängnis, ist es so weit. S. wird in Handschellen abgeführt, er ist zunächst wie gelähmt. Erst auf der Treppe zum Flugzeug kommt er zu sich. Im Flugzeug schreit er, in Todesangst, zerrt an seinen Ketten. Die Fluglinie weigerte sich, ihn so zu transportieren.

«Jeder Mensch liebt seine Heimat», sagt Reza aus seiner Deutschklasse. «Du gehst nur, wenn du musst.» Alle nicken. Ein anderer sagt: «In Afghanistan fallen jeden Tag Bomben. Jeder weiss, dass es nicht sicher ist.» Die offizielle afghanische Regierung stellt seit einiger Zeit grosszügig Laissez-passer-Papiere aus. Damit können abgewiesene Asylbewerber einfacher aus der Schweiz zurückgeschafft werden.

«Als ich ihn am Tag nach dem Ausschaffungsversuch besucht habe, habe ich nur geheult», sagt Tara. «Er sagte: Ich bin doch da für dich.»

Wann der zweite Ausschaffungsversuch von S. stattfindet, weiss niemand. Es kann nächste Woche sein. Oder heute.